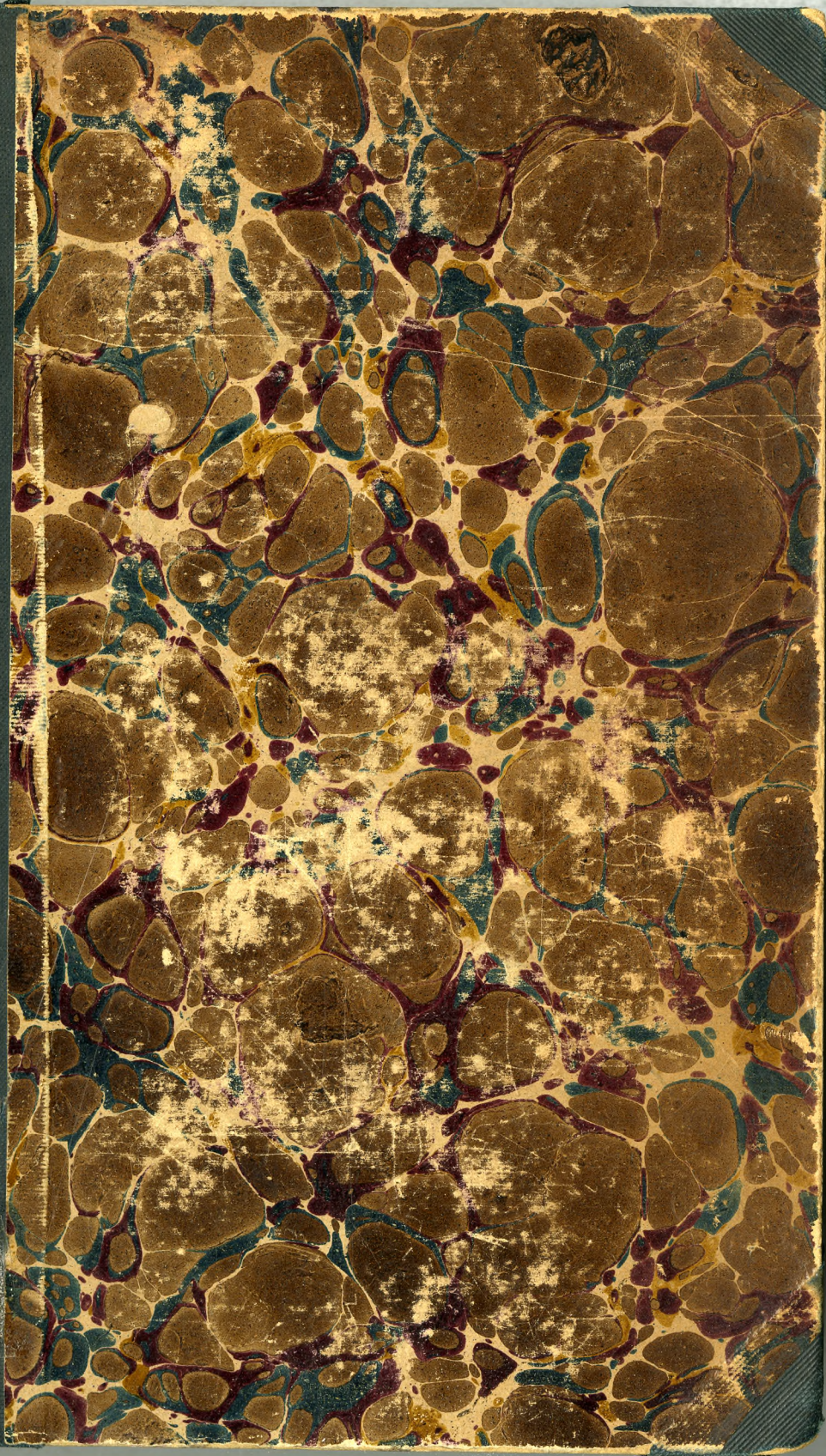


Politikai
röpiratok.

204.



204
1891

Graf Stephan Széchenyi.

Vortrag,

gehalten am 10. December 1881 in Stunden des Hermannstädter ungarischen
Lesevereins

von

Ludwig Fesztory,
k. ung. Professor.

Übersicht von

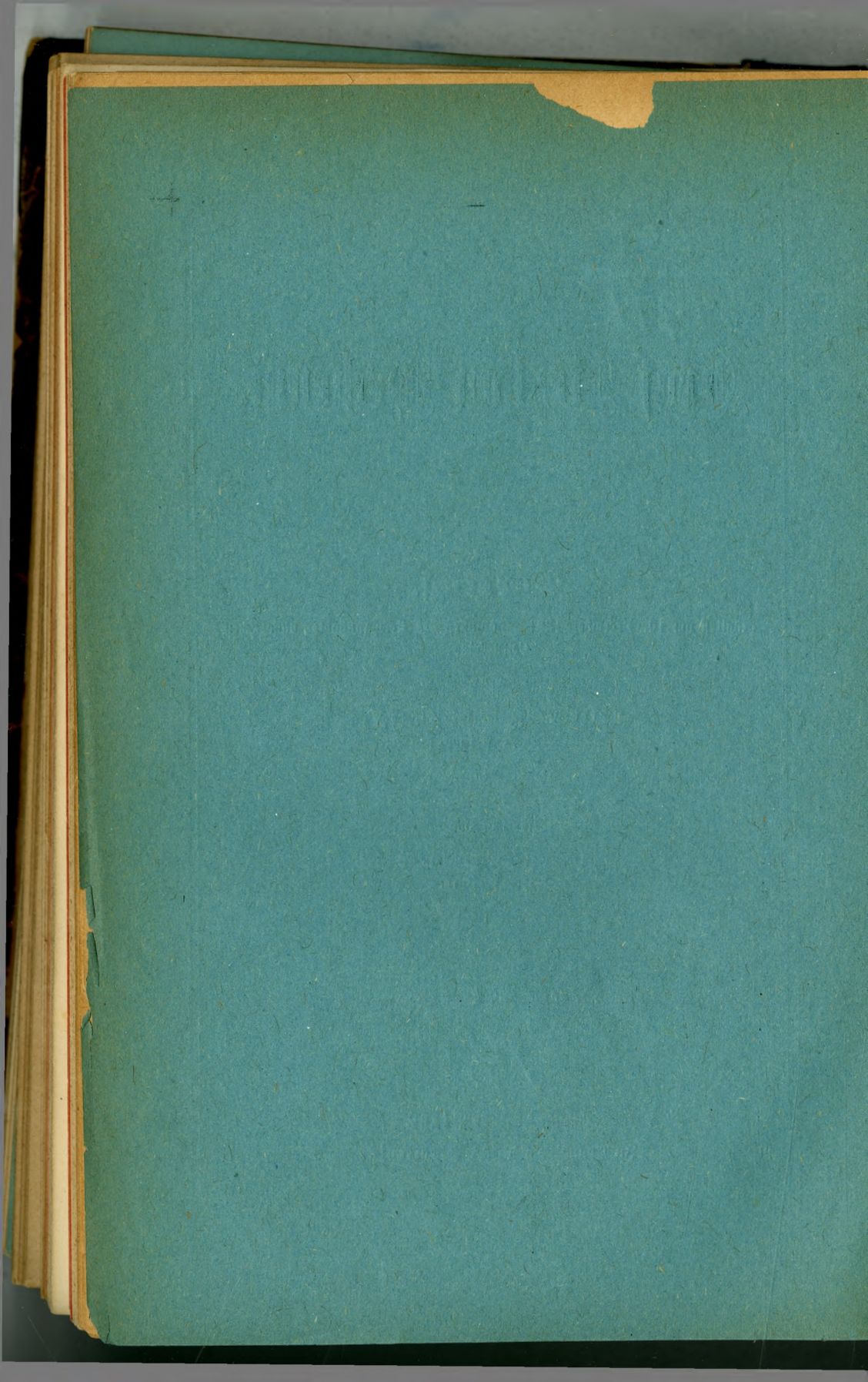
Dr. Franz Balázs,
k. ung. Professor.

Preis: 20 Kr. 6. B.

14.

Hermannstadt, 1882.

In Commission bei K. Schmiedke.



Graf Stephan Széchényi.

Vortrag,

gehalten am 10. December 1881 zu Gunsten des Hermannstädter ungarischen Lesevereins

von

Ludwig Feszatory,
f. ung. Professor.

Übersetzt von

Dr. **Franz Balázs**,
f. ung. Professor.

Hermannstadt, 1882.

In Commission bei A. Schmiedele.

61672 00566109

DE BALLAGI GÉZA.

Hochgeehrte Zuhörer!

Nur mit bangem Herzen wählte ich die Person des größten Ungaren, den Grafen Széchenyi, zum Gegenstande eines Vortrags; denn ich fürchtete, meine unzulängliche Darstellung könnte seine unsterblichen Verdienste um unser Vaterland nur schmälern. Wenn ich nun trotz der Unzulänglichkeit meiner Kräfte an diese große Aufgabe mich wage, so leitet mich dabei die Hoffnung, daß die hochverehrten Zuhörer ihren Blick von meiner Wenigkeit abwenden und ihre Aufmerksamkeit lediglich auf den unsterblichen Patrioten richten und sich damit begnügen werden, wenn ich von ihm, ohne etwas Neues vorzubringen, nur Gelesenes und Gehörtes in Erinnerung bringe. Ist doch Graf Széchenyi in seinen Gedanken und Thaten so groß, und die würdige Darstellung derselben so äußerst schwierig, daß ich nichts Anderes anstreben kann, als nur zur Belebung der ewig glorreichen Erinnerungen an ihn in der Brust der ungarischen Nation eine Kleinigkeit beizutragen.

Hochgeehrte Zuhörer! Wenn wir das Leben von Völkern mit geschichtlicher Vergangenheit aufmerksam verfolgen, so werden wir finden, daß auch bei geistig minder begabten Völkern oft Männer auftauchen, welche mit ihren Epoche machenden Ideen den nachfolgenden Generationen gleichsam den Stempel ihrer mächtigen Individualität aufdrücken. In der Geschichte Ungarns treten viele solche Männer auf, die durch ihre geistigen Fähigkeiten, ihre moralische Tüchtigkeit oder ihre Heldenthaten die Wohlfahrt und das Aufblühen ihres Vaterlandes förderten; allein es giebt keinen unter ihnen, welcher auf den Charakter unserer Nation einen so bleibenden Eindruck geübt hätte, als Graf Stephan Széchenyi, den sogar einst sein größter Gegner, Ludwig Kossuth, den größten Ungaren nannte, indem er sagte: „Graf Stephan Széchenyi legte die Finger auf die Pulsadern seines Zeitalters und verstand dessen Pulsschläge, und ich halte ihn deshalb für den größten Ungaren, weil ich in unserer Geschichte keinen zweiten kenne, von dem wir sagen könnten, daß seine auf hundertjährige Wirkung berechneten Schritte weder zu früh noch zu spät kamen.“ Und seit der Zeit lebt sein ruhmvolles Andenken in der Brust des von so viel Mißgeschick und so vielen Drangsalen heimgesuchten Ungarenvolkes auf immer, und von dessen Rippen tönt es ohne Unterlaß: „Graf Stephan Széchenyi ist der größte Ungar!“ Eine so ehrende Auszeichnung wurde noch keinem Ungaren zutheil. Und nicht ohne Grund, denn er ist es, der mit seinen

Schöpfungen auf dem Gebiete der Politik, des socialen Lebens und der Nationalökonomie Ungarn in die glänzende Halle einer Epoche führte, von der das Volk vor ihm keine Ahnung hatte. Wohin wir immer unsere Blicke richten, das Schöne, Gute und Nützliche, was wir um uns sehen, — alles knüpft sich an seinen ruhmvollen Namen; alle die großen Ideen, welche in unseren Tagen die Basis im staatlichen und socialen Leben der ungarischen Nation bilden, finden in Széchenyi's bahnbrechender Initiative und Schöpfung ihren Ausgangspunkt. Seine stets schaffende Genialität gleicht einem unerschrockenen Kämpfer, der alle ihm im Wege stehenden Elemente muthig zu beseitigen weiß. Er ist ein Mann von scharfer Urtheilskraft und vorwiegend praktischem Sinn, der alles, was er ausführte, den Verhältnissen seines Vaterlandes anzupassen wußte. Seine Stammen erregende Thatkraft wurde von einer Ausdauer begleitet, welche selbst im Falle des Mißlingens keinerlei Ermattung kannte und vor Nichts zurückschreckte. Er selbst sagt: „Stutzt man mir die Flügel, so tragen mich die Füße; haut man mir die Füße ab, so werde ich auf den Händen gehen; reißt man mir die Hände heraus, so werde ich auf dem Bauche kriechen, damit ich ja nur meinem Vaterlande nütze; denn ich fühle in mir eine eigene Kraft dazu, den Menschen in meinem Vaterlande eine Neugestaltung zu geben, und ich ahne es, daß alles gelingen wird, was ich beginne, aber nicht gleich und scheinbar nicht durch mich.“

In allen seinen Schöpfungen leitete ihn die uneigennützigste Vaterlandsliebe, in seiner höchsten Leidenschaft nur der heiße Wunsch, durch die Neugestaltung unseres Vaterlandes das Fortbestehen der ungarischen Nation in Europa für alle Zeiten zu sichern; das geistig zurückgebliebene Volk auf eine möglichst hohe Stufe der modernen Civilisation zu heben und dadurch dasselbe in den glänzenden Kreis der gebildetsten Nationen zu führen. Allem, was er geschaffen, drückte er unauslöschlich ein nationales Gepräge auf; denn sein Streben, von der ganzen Gluth seines patriotischen Feuers getrieben, war nur dahingerichtet, daß das Volk, dessen Sohn er war, ein geistig und materiell glückliches sei. Ohne dieses hatte für ihn, wie er sich ausdrückt, Nichts auch nur einen erträglichen Schein. Denn seine Seele lechzte nur nach nationalem Glanz und Ruhm. Sein Inneres wallte selbst bei der bloßen Erwähnung seines Vaterlandes auf. Er fühlte sich in den Himmel verlehzt, wenn er auf den Lippen einer ungarischen Dame nationale Laute ertönen hörte. Oft pflegte er zu sagen, daß, so lange die Nationalsprache bestehe, auch das Volk lebe, möge dieses Leben auch nur ein Scheinleben sein; wenn dieselbe aber einmal verstumme, dann erzeuge der vaterländische Boden nur Trauerweiden, die wehmuthsvoll ihre Blätter zur Erde senken.

Sein öffentliches Leben umfaßt einen Zeitraum von 22 Jahren, und diese 22 Jahre bilden jene ruhmvolle Epoche, wie solche die ungarische Nation nicht aufzuweisen hat. Doch dieses Leben gehört schon leider der Vergangenheit an, er selbst lebt nicht mehr, aber es leben, blühen und tragen Früchte die herrlichen Ideen und Schöpfungen, welche sein unvergleichliches Genie zum Urheber haben.

Betrachten wir nun den Lebenslauf des großen Mannes von der Wiege an. Graf Stephan Széchenyi wurde, wie wir es aus dem Album

des gleich einer Reliquie bewahrten Pressburger Familienarchivs wissen, am 23. September 1791 im kaiserlichen Palast in dem sogenannten Augarten zu Wien geboren. Sein Vater war Graf Franz Széchenyi, seine Mutter die Gräfin Julie Festetics. Der alte Graf bekleidete zur Zeit des Kaisers Josef hohe Ämter, zog sich jedoch später wegen der verfassungsfeindlichen Politik dieses Regenten für einige Zeit ins Privatleben zurück, da er in den damaligen Zeiten für das Wohl seines in jeder Hinsicht zurückgebliebenen und nicht bloß geistig und sittlich, sondern auch materiell gesunkenen Volkes nichts Gutes erwartete. Unter Franz I. bekleidete er wieder hohe Ämter, doch nur auf kurze Zeit; denn er war wegen Augenkrankheit gezwungen, seine Amtsthätigkeit aufzugeben und beschloß, seine ganze Zeit der Erziehung seiner Kinder zu widmen, und zwar in religiös-sittlicher Richtung. So kam es, daß die Knabenjahre des Grafen Stephan im Kreise seines vielseitig gebildeten Vaters bei Gebet, Buße und der Lectüre von religiös-moralischen Büchern verfloßen. Dem Knaben fiel jedoch das Betragen des Vaters nicht wenig auf, welcher einen bedeutenden Theil der Tageszeit knieend auf der Stiege zubrachte. Was für einen Einfluß dieser sonderbare Umstand auf den schon damals scharf beobachtenden Geist des Knaben hatte, sehen wir aus seinem im Jahre 1843 redigierten Blatte „Das Volk des Orients“, worin er mit Bezug darauf Folgendes schreibt: „Wie oft sah ich noch als zarter Knabe meinen armen Vater in Kummer versunken auf der Stiege beten, und schon damals fuhr es wie ein Blitzstrahl durch meine Seele, daß ein viel höheres Interesse auf ihn einwirken müsse, als die Bitterkeiten von etwaigen Familienverdrüßlichkeiten. Damals vermochte ich seinen Kummer nicht zu begreifen. Und doch wie groß mußte er gewesen sein! Später jedoch erfuhr ich es und auch jetzt weiß ich, daß er die erniedrigende Existenz unserer Nation betrauerte. Das von Tag zu Tag immer tiefere Sinken der Ungaren und der hoffnungslose Gedanke, daß bald unabweidbar die letzte Stunde unseres Daseins schlagen werde, erzeugte in ihm das bittere Schmachten.“

Dieser peinliche Kummer seines Vaters, welcher an Verzweiflung grenzte, war die erste Triebfeder, welche in ihm schon in seinem zarten Alter das Verlangen wachrief, seinem Vaterlande zu dienen. Die entsprechende geistige Ausbildung erhielt er von seinem Erzieher Josef Lunkányi. Er lernte jedoch auch die Waffen handhaben, reiten, schwimmen und tanzen. Ob er in seinem Knabenalter ungarisch gelernt hat, darauf antwortet Franz Tolby folgendermaßen: „Seine Eltern sprachen mit ihm von seinen Kindesjahren an nur ungarisch, das weiß ich von ihm selbst. Ich kannte seinen Erzieher Lunkányi und habe von ihm dasselbe erfahren. Wiewohl sein Vater in seinen Jugendjahren, welche in eine Zeit fielen, wo die ungarische Sprache in den Magnatenhäusern nicht gelehrt wurde, eine vorwiegend deutsche Erziehung erhielt und sich sogar in der deutschen Verskunst versuchte, so war doch in seinem Hause der Gesellschaftskreis ungarisch, so oft es nur die Sprachkenntnis der Theilnehmer gestattete.“

Seinen Eltern war der junge Graf in der zärtlichsten Liebe zugehan. Der kindlichen Dankbarkeit gegen seine Mutter gab er sogar in einem Gedichte berebten Ausdruck. Dies ist zugleich seine erste literarische Arbeit und sein einziges Gedicht, welches er im Jahre 1817 verfaßte.

Die schlichten Verse, welche seine Gefühle so edel ausdrücken, lauten in freier Uebersetzung also:

Könnst' ich alles mit der Feder schildern, was mein Herz bewegt,
Alles würdig niederschreiben, was Du in mein Herz gelegt,
Ich wäre glücklich
Und nicht so traurig.
Ach wie soll ich schildern Deine Sorgen ohne Zahl?
Kann ich's lohnen, kann ich danken Dir so viele mal
Für Deine Mühe
Für Deinen Rathschlag?
Selbst im Feuer, zwischen Waffen warst Du meine Retterin,
Und zu meinem Krankenbette eilst Du als Pflegerin.
Von Dir erhalt ich
Belehrung, Tröstung.
Ja Du pflanztest mir ins Herz das Gute, was ich hab' und haben werd';
Hab' ich vor Gott, meinem Herrn und meinem Vaterlande Wert,
So ist das Dein Werk.
O Dich geleite
Gottes Lohn vereint mit meinem Danke immerdar
Für die Sorgfalt, für die Mühe, die Dein Mutterherz gebar!

Glücklich ist eine Mutter, die von ihrem Kinde so geliebt, so verehrt wird! Glücklich das Kind, in dem die Erziehung so herrliche Früchte zeitigt! Gabe es in unserm Vaterlande viele solche weise Mütter! — Unter solchen kindlichen Dankgefühlen wuchs der junge Graf auf, als er plötzlich, unerwartet, kaum achtzehn Jahre alt, auf das sturmbewegte Meer des Lebens getragen wurde, wo er, sich selbst überlassen, durch seine verdorbenen Kameraden in den Strudel der Vergnügungen gestürzt wurde. An die Stelle der früheren Andachtsübungen trat, wie Michael Boros bemerkt, die Lectüre frivoler belletristischer Romane, und die Religiosität der Kindesjahre wich, wie gewöhnlich, vor der Irreligiosität. Als nämlich im Jahre 1809 durch Napoleon I. ganz Europa in seiner staatlichen Ordnung erschüttert wurde, schickte ihn sein Vater zu dem adeligen Insurrections-Heere, von dem er jedoch bald zur regulären Armee übertrat, wo er den militärischen Rang bis zum Husaren-Rittmeister bekleidete. In den Kämpfen gegen Napoleon nahm er oft theil und erwarb sich durch seinen Heldenmuth die Anerkennung seiner Kameraden und seiner Vorgesetzten in hohem Maße. In Gesellschaften war er stets eine beliebte Persönlichkeit, obwohl seiner Natur Etwas von dem Wesen eines Sonderlings und eine gewisse Eitelkeit anhaftete. Besonders große Sympathie hegte er gegen Niemanden. Sein Kammerdiener war, wie wir von Michael Boros wissen, schon dazu abgerichtet, daß er, wenn Jemand länger als eine halbe Stunde bei ihm verweilte, ins Zimmer trete und die Stunde melde, was die Besucher auch sofort verstanden.

In das Jahr 1814 fällt die Glanzperiode seiner militärischen Laufbahn. Die in den Schlachten erlebten Scenen und die verdienten Auszeichnungen hielten ihn in der größten Aufregung; sein ganzes Streben war in dieser Zeit nur auf die Erwerbung von Glanz und Ruhm gerichtet. Es läßt sich denken, wie erbittert er sich fühlen mochte, als er im Jahre 1815 bei der Wiederherstellung des europäischen Friedens gegen das reiche Feld des Kriegsrühmes ein thatenloses Privatleben eintauschen mußte. Der Krieger und Salonmann wurde nun plötzlich niedergeschlagen

und über alle Maßen betrübt. Den Abschied von der öffentlichen militärischen Laufbahn hielt er für den schmerzlichsten Schlag; es begann ein gewaltiger Seelenkampf in seinem Inneren zu wüthen, der öfter von Selbstmordgedanken begleitet war. Je mehr aber dieser innerliche Kampf seine innere Welt aufrüttelte, desto erfolgreicher war die Veränderung, die derselbe bei ihm erzeugte. Der bisher leichtsinnige junge Mann wurde, wie wir aus seinen Tagebüchern wissen, ernster und begann sich nach Kenntnissen zu sehnen. In einsamer Zurückgezogenheit versenkte er sich in sein Ich, denn er hielt dafür, daß die Versekung in sich selbst dem Menschen den höchsten Grad von Selbstständigkeit verleihe. Er wollte sich jedoch nicht bloß theoretisch bilden und unternahm deshalb, um sich Erfahrungen zu sammeln häufig Reisen. Er bereiste Deutschland, die Schweiz, Frankreich, England, Italien und die Türkei, um die süßen Blütenäste seiner auf diese Weise gesammelten schönen und nützlichen Erfahrungen in den Bienenstöcken des ungarischen Vaterlandes zu einem nationalen Honig umzuarbeiten. Im Jahre 1819 widmete er sich mit eisernem Fleiße und angestrenzter Ausdauer erstereu Studien, namentlich dem gründlichen Studium der ungarischen Sprache; denn er pflegte zu sagen, er könne sich selbst beim Anblick der herrlichsten Gegend Italiens oder der Schweiz nicht so begeistern, wie auf den fahlen Bussten seines Vaterlandes, wenn die himmlischen Laute der melodienreichen ungarischen Zunge zu seinem Ohr dringt. Ganz enthusiastisch sagte er einmal zu einer Dame: „Es gibt eine n Gott, eine Liebe, ein Vaterland und dessen lieblich klingende ungarische Sprache.“ Diese Dame war die schöne und geistreiche Barouin Crescentia Seilern, Witwe des Grafen Karl Zichy, welche ihm so viel Bitterkeit, zuletzt aber so viel Glück bereitete. Ahtzehn Jahre trug er sie in seinem Herzen, bis er sie endlich im Jahre 1836 in seinem 45. Lebensjahre zur Gemahlin nahm und bis zu seinem Tode aufrichtig liebte. 1820 verlor er seinen Vater. Mit der Erinnerung an seinen Vater im Herzen, welcher von Kummer über das verzweiflungsvolle Schicksal der ungarischen Nation gebeugt ins Grab sank, wandte er nun seine Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Angelegenheiten. Er hielt innerhalb der Grenzen seines Vaterlandes Umschau und sah, wie vernachlässigt dasselbe sei.

Von dieser Zeit an begann er mit völliger Hingebung den materiellen und geistigen Zustand und andere Verhältnisse des ungarischen Volkes zu studieren, denn er wollte nicht nach dem Ausspruche eines alten Schriftstellers einem blind geborenen Kinde gleichen, welches die Milch seiner sorgsamen Mutter trinkt und die Wohlthat auch fühlt, aber den Wohlthäter nicht kennt. Er spähte umher, ob noch Aussicht auf Auferstehung sei, oder nicht. Dies ist aus seinen Tagebüchern ersichtlich, wo er mit Bezug darauf Folgendes schreibt: „Seitdem mein mit socialen und bürgerlichen Tugenden ausgestatteter Vater als „Ungar“ hoffnungslos ins Grab sank, suchte ich ohne Unterlaß die Lebenszeichen anderer Nationen mit den Lebensfäden des ungarischen Volkes zu vergleichen, um zu sehen, ob noch Hoffnung auf Auferstehung sei, oder nicht; das war die höchste Aufgabe meines Lebens. Und in Allem erfuhr ich, daß eben die Blüte dieser orientalischen Race schon zu verzweifeln beginnt, da sie in Kummer versunken Nichts mehr hofft und Ruhm und Namen auf ewig in der Vergangenhait begraben wähnt. Doch durch meine Seele flog mit himmlischer

Wonne der Spruch: „Dein Schmachten gilt nicht den Todten, deine Klage-laute sind keine Grabesklänge, nur in der Zukunft reifen deine Tage.“ Und da nicht bloß die sichersten Zeichen einer Auferstehung sich deutlich vor mir zeigten, sondern sich auch die Aussicht auf eine große Entwicklung unseres Volkes eröffnete, so schwur ich in einer gewissen Stunde, Alles zu thun, damit ich nur die Erreichung meiner heiligsten Zwecke zustande bringe, mag ich dabei auch mir selbst überlassen bleiben, oder sogar zugrunde gehen.“

Selbst der Alles erstarrende Norden hat keinen so wilden Bewohner, dessen Inneres diese schlagenden Worte, welche bisher noch nie von Manneslippen vernommen wurden, nicht in Feuer und Flammen setzte. Ueberglücklich ist unser Herz, wenn wir lesen, daß ein Sohn des Landes mit so männlicher Energie, mit so unerschütterlichem Willen, mit so festem Entschluß schwört, so große Opfer auf den heiligen Altar des Vaterlandes zu bringen, damit er durch Förderung des Landeswohls und Hervorzauberung des belebenden Strahles eines schöneren Frühlings die gramgefüllten Falten auf dem Antlitz seiner trauernden Landsleute glätte. In der lodernenden Flamme seines Herzens, welche gleich einem Götterfunken in ihm wohnte, gab er den Ungaren zu wissen, daß er im Interesse seines Vaterlandes Alles zur Erreichung seiner Absichten thun werde, möge er auch untergehen oder mit tausend Gefahren und Stürmen zu kämpfen haben. Wahrlich einen solchen Mann hat keine ungarische Mutter geboren! Ungarn hat auch nur einen Széchenyi und wird vielleicht keinen mehr haben. — Er schickte sich auch schon an zu schreiben und wollte seine Gedanken und Pläne zu Papier bringen, aber er schwankte noch immer; denn er hielt die damaligen politischen Verhältnisse nicht für günstig; allein er hatte keine Ruhe, so viele Ideen hatten sich in seinem schöpferischen Gehirn angehäuft! Er sah sich auch nach Genossen um, um mit deren Hilfe seine Reformpläne durchzuführen. Genossen! Reformpläne! Selbst der Gedanke daran war kühn in einer Zeit, da die Magnaten des Landes Wien für ihr Vaterland hielten, und der ungarischen Sprache gar nicht mächtig waren. Ihre Erziehung war deutsch, freiere Ideen waren ihnen verhasst. Selbst auf diejenigen, welche zu Hause waren, konnte er nicht rechnen; denn diese kümmerten sich gar nicht um öffentliche Angelegenheiten. In der Überzeugung also, daß er unter diesen traurigen Umständen auf die Magnaten nicht zählen könne, dachte er nach, auf welche Art er die Magnaten-Classe für seine Pläne gewinnen könnte. Da tauchte in ihm die Idee auf zur Gründung der ungarischen Akademie und des Casinos.

Wie sehr die Ausführung solcher Entwürfe in dieser Zeit an die Unmöglichkeit grenzte, ist nur derjenige im Stande zu begreifen, der die damaligen politischen Verhältnisse genau kennt. Der Ungar war Wien gegenüber so furchtsam, daß er auch im Interesse der auf ihn Bezug habenden, berechtigten Reformen sich fürchtete, mit einer Bitte sich heranzuwagen. Wie läßt sich unter solchen Umständen von Reformen auch nur träumen? Auch politisches Leben war nur in den Comitaten anzutreffen, über das hinaus war kein Gemeingeist, kein Gefühl der Zusammengehörigkeit vorhanden. Wenn wir die Bürgerschaft in Betracht ziehen, so finden wir, daß ihr Einfluß auf das öffentliche Leben gleich Null war. Die besitzende und gewerbetreibende Classe der Städte kümmerte sich um

öffentliche Dinge nicht und trachtete nur zu bestehen. Der niedere Adel wohnte auf dem Lande und war eher dem Müßiggange ergeben, als sich um seine Wirtschaft zu kümmern; in die Stadt kam er nur zur Versammlung und auf den Markt; die Wahlen ausgenommen zerbrach er sich um nichts den Kopf. Er war ein Verächter jeder Wissenschaft, ausgenommen des jus patrimonii; dagegen war er ein Liebhaber vom Kartenspiel und von Gastereien. Vom politischen Leben hatte er nur einen geringen Begriff, da er nicht einmal eine Zeitung las. Treffend charakterisiert Stephan Széchenyi den Adel in seinem „Der Credit“ betitelten Werke: „Der Adel bebaut seinen mageren Boden nicht, eine Kunst oder Handel zu treiben, das läßt sein unreifer Stolz nicht zu; er hält es unter seiner Würde, sich ehrlich mit der Wissenschaft oder Landwirtschaft wegen Gelderwerb zu plagen; lieber fröhnt er zu Hause dem Müßiggange und hält es für eine des Edelmanns würdigere Beschäftigung, auf Hasen zu schießen, oder gar Nichts zu thun. Mir ist aber eine Drohne so verhasst, etwas so Ekel erregendes, daß das tägliche trockene Brot und das mir von Gott sammt der Luft gegebene Wasser ausgenommen es kein Opfer giebt, vor dem ich zurückschrecken würde, daß ich oder die Meinigen nur ja nicht bei Etwas die Rolle der Drohnen spielen möchten oder selbst im entferntesten in diesem Ruße stehen.“

Die Magnaten bildeten einen ganz abgesonderten Kreis und kannten, wie schon früher erwähnt, nicht ungarisch. An ihren Höfen hielten sie Erzieher von fremder Nationalität, worüber Széchenyi betrübt die Bemerkung macht: „Zur Zeit unserer Großväter und Ahnen war es eine wohlthuende Sitte, an ihren Höfen lauter ungarische Erzieher, Erzieherinnen, Gesellschafterinnen und Dienstboten zu halten; in unseren Tagen erfährt man das Gegentheil; an den Höfen eines großen Theiles unserer Großen wimmelt es von ausländischen Emigranten, die an der Börse der Herrschaften wie die Blutegel saugen, bis sie sich sättigen und sie und deren Kinder nöthigen, mit ihnen in ihrer Sprache zu reden. Ach, wo ist die ungarische Nation? ruft er schmerzlich aus; in meinem Vaterlande finde ich sie nirgends!“

Da wir nun einmal in die Zeitgeschichte hineingerathen sind, so wollen wir sehen, was er in seinem „Die Welt“ betitelten Werke weiter über die damalige traurige Lage Ungarns sagt. „Wie schwach ist unser Vaterland, schreibt er, dieses ganz zerstückelte Land, wo es so viel Zwistigkeiten, so viele eingewurzelte Gewohnheiten, elenden Eigennuz, Egoismus, Engherzigkeit und ganze Haufen von Vorurtheilen giebt! Der Ungar liegt im tiefen Schlafe ausgestreckt, er schläft ja gern. In seiner stumpfen Betäubtheit zeigt er kaum ein anderes Lebenszeichen, als daß er seine schönsten Rechte mit Füßen tritt; von der Freiheit hat er eine unreife Vorstellung; seine Gesetze erklärt er falsch; das Land ist ungesund; durch die schrankenlosen Gewässer ist es abscheulich zerstückelt; das ganze ist lauter sumpfiger Grund und Wüstenand; gegen Verbesserungen giebt es ein zahlloses Heer von Vorurtheilen, so gern verweilen die Landesfinder in ihrem erniedrigendem Zustande! Das Land ist arm und wohin wir nur blicken, in Allem sind wir weit zurück; viele unserer Grundherren meiden ihre Güter und wohnen im Auslande, sie wollen in den sumpfigen, mit häßlichem Schilf bewachsenen, schattenlosen Sandebenen, welche sozusagen von der gebildeten Welt isolirt sind, ihr Leben nicht opfern, zumal

in einem Lande, wo die größte Entschlossenheit, die bestgemeinte Handlung oft so sehr mißverstanden wird; bei uns ruft man die schlechtesten Gesetze, die fehlerhaftesten Gewohnheiten zu Hilfe, damit die alte Unordnung ja nur fortbestehe. Ungarn trägt in Allem das Gepräge der Verwahrlosung. Unsere Muttererde hat keine freie Communication, keine Fabriken, keine gehörige Bildungsanstalt, keinen wahren Credit, keine Productionskraft; sie besitzt aber viel Übermuth und Einbildung; hat einen Sumpf, der einem schönen Königreiche gleich kommt; hat ein zügelloses Gewässer, Sandhügel, vielleicht so viele, als es Sterne am Himmel giebt; und endlich wie viele unwissende oder faule Hände!"

Über die Hauptstadt äußert er sich im „Credit“ folgendermaßen: „Wenn ein Ausländer zu uns kommt, so wird er über Hals und Kopf sich beeilen, das Herz des Landes, die Hauptstadt zu sehen.

Ich weiß nicht, durch welches Thor unseres Landes er dieses betreten wird; aber er wird erfahren, daß, wenn er aus Oesterreich kommt, er ein schöneres Land verlassen hat; wenn von der Meerseite, daß er in Häfen kam, welche mit dem Lande kaum in Verbindung stehen; wenn aus der Türkei, daß er aus einem von der Natur reich gesegneten Hochlande in ein ungesundes, von schrankenlosen Gewässern abscheulich durchschnittenes Sumpfland hinabstieg; wenn aus Siebenbürgen (welches gar zu Ungarn gehört, aber doch kein Ungarn ist und es vielleicht nicht sein will, obwohl wir es wünschen), daß er aus einem schönen Garten in eine Sandwüste kam; wenn aus Galizien, daß er dort einen besseren Weg und einen größeren Fleiß sah. Nun kommt Ofen und die Hälfte von Pest an die Reihe; wenn er von der Westseite kommt, so schreitet er durch düstere, nicht enden wollende, schlecht gepflasterte Gassen, bis er zum häßlichen und Ekel erregenden Donauufer gelangt, wo aller Mist abgelagert wird; die Gasthäuser sind äußerst schlecht. Er wendet sich nun gegen Pest, aber es ist keine Brücke da; er besteigt ein Schiff von der rohesten Construction, falls er durch die Hefen des Volkes sich hindurchschlagen und zu einem solchen gelangen kann. Kommt er aber von der Nord-, Ost- oder Südseite, so muß er ein Rothmeer durchwaten; in Pest findet er zwar einige schöne Gebäude, aber es ist Schade, daß dieselben im Roth oder Staub stehen; die Gasthäuser sind sehr schlecht; ein Extra-Quartier bekommt er schwer. Er sucht nun die Schatzkammer des Landes, wo vaterländische Schätze aufbewahrt werden; er sucht sie lange, was er aber findet, das überlasse ich dem Urtheile des Lesers. Wenn er hungrig wird, so bekommt er in den schlechten Gasthäusern, in diesen Appetit vertreibenden, schmutzigen Spelunken schwerlich guten Wein oder wirklich gebackene Semmeln. Er begiebt sich nun ins Theater, aber ein ungarisches giebt es da nicht; er geht also in ein deutsches und betritt das unzweckmäßigste Schauspielhaus von der Welt. Er geht auf einen öffentlichen Ball; wenn er dort etwa statt in Corduan- oder Fuchteustiefeln in gewöhnlichen Schuhen erscheint und nicht Alles lobt, so setzt er sich einer Beleidigung aus, und wenn er diese auf ritterliche Art ausgleichen will, so hat er es nicht mit einer, sondern mit vielen Fäusten zu thun. Dann will er die Lese-Cirkel auffuchen, aber er sucht sie vergebens. Die Gassen reinigt und trocknet nur der Regen, die Sonne und der Wind, sonst Niemand. Baumanlagen sind verbannt, aber um so mehr schmutzige Gassen und Sandhaufen giebt es da. Das ist die

Hauptstadt. So sieht die Sache ein von jedem Vorurtheil freies Auge, wenn es Ungarn mit anderen weltbekannten Ländern vergleicht. Ungarn ist demnach kein Liebling Gottes, und kann es auch so lange nicht sein, bis es dessen Söhne durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit und vereinte Kraftanstrengung in die Reihe der gebildeten und freien Staaten erheben.“

Allerdings zog er sich durch diese Aufrichtigkeit viele Feinde zu, aber er beachtete sie nicht.

Auch in Bezug auf die materielle Lage des Landes läßt sich nichts Günstiges sagen. Einige Reiche und Capitalisten ausgenommen war das Land im allgemeinen arm. Der Bauernstand fristete nur nothdürftig sein Dasein, mußte aber dabei gehörig fasten. Nicht viel besser war der Adel daran, er vegetierte nur, besonders der Kleinadel, wiewohl der Adel ausgedehnte Besizungen, fruchtbare Acker, Wiesen, Wälder und Weinberge hatte; dazu kam, daß er keine Steuern zahlte, die Lasten des Landes nicht trug, und viele Leute ihm umsonst arbeiteten; und doch war er voller Schulden. Den Grund davon erblickt Széchenyi in der systemlosen Feldwirtschaft. „Einzelne“, sagte er, „greifen das Capital ihres Vermögens an, anstatt die nöthigen Auslagen aus den Interessen zu bestreiten. Das ist der wahre Grund, daß so viele Grundbesitzer nahe am Bettelstab sind. Ein Grundherr handelt nicht richtig, wenn er seinen Gütern viel Ertrag abgewinnt, ohne dieselben früher gehörig zu investieren; denn er lebt, ohne es zu wissen, vom Capital und nähert sich langsam dem Verfall.“

Auch der Kaufmann, der Gewerbetreibende, alle waren arm; denn es war kein rechter inländischer Consum und auch kein auswärtiger Handel. Zu der Armut gesellte sich noch der böse Dämon des Parteiwistens, welcher mit seinen unheilvollen Stürmen unausgesetzt die Blüthen des nationalen Wohlstandes knickte. Wie früher, so nagte auch jetzt der Wurm des Nichtzusammenhaltens an dem Körper unseres Volkes, und die unbändige Wuth des Bruderwistens riß so manche Fahne in Stücke. Der Ungar war ein Feind des Ungaren, auch seine Zukunft zerstörte er sich selbst. In seiner Leidenschaftlichkeit opferte er das öffentliche Wohl seinem persönlichen Interesse und seiner Eitelkeit auf. Kleinere, weniger fähige Völker vermochten ihre Selbständigkeit, ihre Sprache Jahrhunderte lang zu erhalten, während ein Ungar gegen den andern Feindseligkeiten übte und so der Rivale von Ost und West wurde, bis er zuletzt, wie wir sehen, mit andern von ihm ganz verschiedenen Völkern zu einer Masse verschmolz. Ja, das ist die Strafe Gottes für den an sich selbst begangenen Frevel!

Dieser höchst traurige Zustand schmerzte Széchenyi sehr, und er machte auch das Volk darauf aufmerksam, indem er öfter sagte: „Unser Arm soll nie gegen unsere Brüder bewaffnet sein, denn wir sind doch Kinder eines und desselben Vaterlandes. Wenn unsere unglücklichen Voreltern natürliche Berwilberung, innerlich Neid und äußerlich Hänke zu ewigem Zwist reizten und sie sich oft zum Untergange des Vaterlandes verschworen, so sollen wir Neueren, Gebildeteren doch endlich einen schöneren Bund schließen, hinter dem sich nicht der Vortheil Einzelner verbirgt, sondern der erwärmende Strahl der öffentlichen Wohlfahrt erglänzt; wir sollen nie vergessen, daß wir in unserer Zerrissenheit äußerst schwach sind; sind wir aber eines Herzens, eines Sinnes, so sind wir eine Riesenkraft.“

Aus dem Vorstehenden läßt sich ersehen, Hochgeehrte Zuhörer, wie sehr unser theueres Vaterland in der Zeit des Auftretens Széchenyi's unter der Wucht so kläglicher Verhältnisse seufzte. Es war nichts Anderes, als ein Gerippe, welches sichtlich von Tag zu Tag mehr abnimmt und hinwelkt.

Seit Attila die halbe Welt gezüchtigt, seit Arpád sein mächtiges Schwert mit eisernen Armen von den herrlichen Karpatenhöhen bis zur Adria ausgestreckt, war Ungarn in eine moralisch und materiell so kritische Lage weder früher noch später gekommen. Innerhalb der Landesgrenzen ertönte schon die Stimme der Todteneule. Die auf Beute lauernnden Feinde prophezeiten schon schadenfroh mit dem Phosphorglanze ihrer Weisheit den Todeschlaf; man wäunte, daß schon die Stunde gekommen sei, wo Ungarn aus der Reihe der Nationen gestrichen werde. So schwebte das Land zwischen Leben und Tod, bis endlich Gott sich seiner erbarmte und einen mit allen Bürgertugenden ausgestatteten Mann und unsterblichen Reformator sandte, damit er es aus seiner Erstarrung zu einem schöneren, ruhmvolleren Lebensmorgen auferwecke; damit er dem Volke neues Leben einhauche und von demselben endlich das Brandmal fremder Nationalität wegtilge. Dieser Mann war Graf Stephan Széchenyi, Ungarns unsterblicher Regenerator. Die Geschichte hat keinen Mann aufzuweisen, welcher mit unerschütterlicherer Überzeugung auf der Bahn seines öffentlichen Lebens und seiner Reformarbeit geschritten wäre, als er. Wer hätte es unter den oben geschilderten Verhältnissen gewagt auszusprechen oder nur zu denken, daß Ungarn nicht gewesen sei, sondern sein werde? Und siehe, Széchenyi hat es im Feuerstrahle seiner patriotischen Begeisterung ausgesprochen! Ja, er rief mit unbezwingbarem Muthe „Vorwärts!“ und begann sein großes Reformwerk.

Seine erste Aufgabe war, den geistigen Horizont seines Volkes zu erweitern und die Grenzen seiner Sprache und Nationalität weiter zu rücken; denn dadurch glaubte er vor allem das Volk vor dem Untergang zu retten; mit der unwiderstehlichen Macht dieser Factoren und dem Zauber der Civilisation glaubte er es zu einer großen Nation zu machen. Er war überzeugt, daß, wenn einmal die Sprache und die Nationalität an Kraft gewonnen und stürmische Zeiten über uns kämen und schwere Tage uns heimsuchen, so werden wir der Wucht derselben nicht erliegen, sondern im Gegentheil erstarken. Und er hatte recht. Ein Volk hat auch nichts Dringenderes zu thun, als seine Sprache möglichst gut auszubilden und dieselbe den Wissenschaften möglichst nahe zu bringen; denn nur durch eine ausgebildete Sprache ist es dem Volke möglich, Alles in seinem Interesse zu verwerten. Selbst die Macht ist nur dort, wo man die größte Zahl der der Landessprache Mächtigen am ausgiebigsten um das vaterländische Interesse concentriren kann. Mit einem Wort: die Sprache und die Nationalität sind die sicherste Bürgschaft der nationalen Lebenskraft. Als daher Széchenyi sah, daß diese zwei Factoren in unserem Vaterlande die Besorgnis erregendste Gestalt annahmen, vereinigte er seine jämmtlichen Kräfte zum Schutze unserer Sprache und Nationalität. Es gab keinen Menschen, der auf seine Sprache eifersüchtiger gewesen wäre, als er. Und dieser Eifersucht schämte er sich nicht im geringsten, wie dies bei vielen der damaligen Ungarn der Fall war, welche ihn deshalb höchstens be-

dauerten. Ja er schämte sich dessen nicht, denn er schreibt ausdrücklich: „Diese Eiferucht verdient keine Schande oder Bedauerung, man kann sie auch nicht Irrthum nennen, da sie einzig und allein in der nationalen Anhänglichkeit ihren Ursprung nimmt und in der unantastbaren vaterländischen Begeisterung wurzelt, welche, wenn sie auch keine Tugend, wie viele behaupten, sondern eine Täuschung ist, doch die Grundlage der schönsten Tugenden bildet und eine der edelsten menschlichen Schwärmerereien ist, und welcher wenigstens wir Ungaren es zu verdanken haben, daß wir bisher zu einer charakterlosen Sclavencolonie nicht herabsanken. Segen und Heil werde euch dafür zutheil, die ihr von solchen Gefühlen erwärmt, mit treuer Brust bisher über unserem National-Dasein gewacht habet!“ Unter diese Treuen zählte er auch den König Leopold II. wegen seines königlichen Rescripts, welches vom 20. April 1770 datiert war, und dessen 7. Punkt Folgendes enthält: „Se. Apostolische Majestät will zwar dem Unterrichte einer in den praktischen Gebrauch aufgenommenen Sprache keine Hindernisse in den Weg legen, wünscht jedoch, daß das Ungarische, als die einzige Muttersprache dieses Landes, besonders beachtet werde, und daß auf die Pflege und Verbreitung dieser Sprache, namentlich in solchen Orten, wo mehrere Sprachen herrschen, die größte Sorgfalt verwendet werde.“ Gesegnet sei dafür sein ruhmvolles Andenken! Für Széchenyi war dieses eine Begeisterung, ein Fittig und Sporn.

Es ist interessant zu lesen, was er einmal in einer Frauengesellschaft sagte: „Würde der Ungar in sich etwas Widernatürliches fühlen, wenn er das Ideal seiner Seele, an welches ihn die reinsten Regungen einer Geistesverwandtschaft und engelreine Wünsche seiner Seele fesseln, wenn er ein solches Wesen te, kegyed, nagysád, szivem, lelkom, galambom, gyöngyvirágom zu heißen gezwungen wäre? Ist das nicht schöner, als Sie, Euer Gnaden, Fräulein, mein Herz, mein Schatz, madame, mademoiselle, mon coeur?“

Unter solchen Umständen dachte er beständig über die Gründung einer gelehrten Gesellschaft nach, denn diese hilft er für denjenigen Factor, der dazu dienen würde, daß das Volk sich durch seine eigene Sprache aus dem Zustande der Vernachlässigung herausarbeite, eine Stütze der Völker und das sicherste Fundament für das Bestehen des Landes bilde. Er konnte es deshalb kaum erwarten, bis er öffentlich aufträte und seinen darauf bezüglichen Ideen in Worten Ausdruck gebe.

Endlich kam die Gelegenheit dazu während der Landtagsitzung im Jahre 1825, da sich die Beziehungen zu Wien einigermaßen zu bessern anfangen. Auch sah man Széchenyi's Thätigkeit von allen Seiten mit einem gewissen Interesse entgegen; man sagte im voraus, daß ein neuer Mensch, ein im öffentlichen Leben kaum bekannter Husaren-Rittmeister von Hesse-Homburg aufzutreten werde. Freilich, viel erwartete man nicht von ihm; um so überraschender war es deshalb für Jedermann, als er am 12. October 1825 bei der Magnaten-Tafel in seiner Husaren-Uniform in die Berathung über öffentliche Angelegenheiten sich mischte und in ungarischer Sprache zu reden begann! Er machte einen solchen Eindruck, wie Niemand, denn er sprach ungarisch und gab solchen Ideen Ausdruck, dergleichen die Magnaten an dieser Stelle noch niemals vernommen hatten. Allerdings war dieses Auftreten so unerwartet, daß die lateinisch redenden und deutsch

convergierenden Magnaten unwillkürlich in dem ungarisch redenden, begeisterten Hufaren-Officier den Hoffnungsstrahl für eine schönere Zukunft ihres Vaterlandes aufsteigen sahen. Bald darauf, am 3. November, improvisierte er in einer Kreisversammlung ganz unerwartet eine ewig denkwürdige Scene. Diese Scene beschreibt Josef Droß, Gerichtstafel-Beisitzer des Zalaer Comitats, auf folgende Weise: „Es ist in unseren Annalen treu, mit unauflöschlichen Lettern verzeichnet, wie an einem denkwürdigen Tage, nämlich am 3. November des Jahres 1825, Graf Stephan Széchenyi durch seine ruhmreiche That die aufrichtigste Liebe der ganzen Nation gewonnen. Dies war ein Tag, dergleichen die Jahrbücher der ungarischen Sprache und Wissenschaft nicht aufzuweisen haben, und dessen glorreiches Andenken in dem Jahrhundert der Jahrhunderte fortleben wird. In der an diesem Tage im Comitatsgebäude zu Pressburg abgehaltenen Kreis-Sitzung schilderte der Abgeordnete des Odenburger Comitats, Paul Raay, ausführlich und nach den heiligen Eingebungen seines Herzens den Verfall unserer Nationalität und die Vernachlässigung eines der sichersten Mittel zur Kräftigung derselben, nämlich der ungarischen Sprache, und schlug zum Schlusse seiner Rede auch die Mittel vor, durch die unser Vaterland in dieser Hinsicht regeneriert werden könnte. Aber das Ende von allem war nur Geld und wieder Geld.

Als dies der Rittmeister Graf Stephan Széchenyi, Sohn des Grafen Franz Széchenyi, hörte, erbot er sich in kurzen Worten mit ungarischem Edelmuthe, sein sämmtliches Jahreseinkommen von 60.000 Gulden zur Gründung einer ungarischen Sprachbildungs-Gesellschaft behufs Cultivierung der vaterländischen Sprache zu widmen.“

Dieses Beispiel wirkte mit Zauberkraft, fand zahlreiche Nachahmer und die zur Errichtung einer Akademie erforderliche Stiftung war rasch unterschrieben. Zwei Jahre nach der erwähnten wichtigen That genehmigte ein vom 11. April 1857 datirtes königliches Rescript den Entwurf zur Akademie und der Gesetzartikel XI vom Jahre 1827 errichtete zu Pest die ungarische Akademie. Ihr erster Präsident wurde Graf Josef Teleky, Vicepräsident Graf Stephan Széchenyi. Unter den Ausschuss-Mitgliedern finden wir dort unsere ausgezeichnetsten Schriftsteller, wie: Michael Börösmarty, Franz Toldy, Daniel Berzsenyi, Franz Kazinczy, Gregor Czuczor, Josef Bajza, Alexander Kisfaludy, Andreas Fay, Johann Kis, Andreas Horvath, Gabriel Döbrentey. Das Protectorat der Akademie übernahm der in ruhmvollem Andenken stehende Palatin Josef, welcher hiemit seiner Liebe gegen die ungarische Nation eines der schönsten Denkmale setzte. Möge sein Andenken ewig leben! So ist also unsere Akademie entstanden, welche treu Széchenyi's Intentionen ihre erhabene Aufgabe beständig im Interesse der Hebung, Verbreitung und des Aufschwungs ungarischer Cultur und Wissenschaft erfüllt. Nach ihrem Beispiele bildeten sich später andere wissenschaftliche und literarische Societäten und verschiedene Vereine.

Welche Wirkung die That Széchenyi's, durch welche er den wärmsten Dank der lebenden Generation und der Nachwelt verdient und einen Ruhmeskranz von unvergänglichem Glanze errungen, auf die ganze Nation ausübte, ist auch aus Folgendem ersichtlich. Der Abgeordnete des Szabolcser Comitats, Graf Josef Desselffy, stellte in der erwähnten Landtags-Sitzung folgenden Antrag: „Schaffen wir ein Gesetz gegen diejenigen unserer Schönen,

welche aufgehört haben Ungarinnen zu sein! Wenn diejenigen Edeldamen, welche nicht ungarisch können, Witwen werden, so sollen dieselben ihrer Witwenrechte auf immer verlustig werden und nicht mehr heiraten dürfen. Ebenso soll denjenigen Mädchen, welche nicht ungarisch können, das Heiraten durchaus nicht gestattet werden.“ Dieser Antrag wurde jedoch über Vorschlag des Abgeordneten des Bereger Comitatz, Baron Sigmund Perényi, nicht angenommen, welcher sagte: „Greifen wir jetzt noch nicht zu einem so strengen Mittel, denn ich hoffe, daß, wenn unsere Schönen, welche nicht ungarisch können, von der Besorgnis ihrer Volksvertreter hören, sie von selbst trachten werden, sich die Muttersprache anzueignen.“

Durch den ersten Schritt ermuthigt, war Széchenyi bemüht, die in Wien lebende ungarische Aristokratie nach Pest zu locken; zu diesem Zwecke gründete er in Preßburg den Pferderennen-Verein, welcher jedoch gleich im Anfange des Jahres 1827 nach Pest verlegt wurde. Es gab Leute, welche in diesem Schritte die Nachäffung des Auslandes erblickten; natürlich, denn Niemand ahnte, wie Franz Toldy schreibt, daß der weittragende Zweck dieses Vereines kein anderer war, als: „die persönliche Eitelkeit und die Sucht zu glänzen, an Opfer zu gewöhnen, in den bemittelten Classen Ungarns die Gewinn- und Erwerbssucht zu wecken und dieselben zur Arbeitsamkeit, und rationellen Wirtschaft anzuleiten und die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit der materiellen Interessen zu lenken; denn der Aufschwung der letzteren giebt die Mittel zur Hebung der geistigen Interessen, zur Förderung der Bildung und zur thatsächlichen Begründung der nationalen Wohlfahrt; ferner: den schon sinkenden ritterlichen Sitten der Ungaren ein neues Gebiet zu eröffnen, durch das Wachrufen einer edlen Passion das gemeine Volk aus seiner Lethargie aufzurütteln, den Associations-Geist zu beleben und den hohen Adel nach Pest zu ziehen, dessen Mitglieder bisher die Hauptstadt ihres Vaterlandes gemieden hatten.“

1828 gab er ein Buch „Von den Pferden“ heraus, dessen Zweck war, die Pferdederzählung und das Pferderennen bei den Ungaren beliebt zu machen. Und sieh, heutzutage bringt die Pferdezuucht jährlich viele Millionen ein, ja die ungarischen Pferde der edleren Race sind weltbekannt und gewinnen durch ihre seltene Fähigkeit überall beim Wettrennen die Preise.

Dieser Verein nahm im Jahre 1830 den Namen „Thierzucht-Verein“ an. Präsident wurde Graf Stephan Széchenyi. Die Thätigkeit desselben bestand in der Arrangierung von Wettrennen, in der Thierausstellung und Prämiiierung der Bauernpferde. Fünf Jahre später wurde aus dem Thierzucht-Verein ein „Landes-Ökonomie-Verein“, welcher seinen Wirkungskreis auf sämtliche Zweige der Landwirtschaft ausdehnte. Der Zweck desselben war, im Sinne der Statuten alle Zweige der Landwirtschaft auf jene Stufe der Tragfähigkeit zu erheben, welche Kunst und Wissenschaft und die Kenntniß unserer Verhältnisse ermöglichen. Überdies beschäftigte er sich mit Weinbau, Forstkultur, Agricultur, Maschinenbau, Bodencredit und mit verschiedenen Fragen auf dem Gebiete der Thierzucht. Széchenyi plante auch die Errichtung einer Central-Lehranstalt für Ökonomie, wozu er selbst 20.000 Gulden widmete. Seit dieser Zeit ist der genannte Verein fortwährend, unter guten und schlechten Verhältnissen, thätig und legte auch den Grund zu der ungarischen Boden-Credit-Anstalt. Die im Jahre 1865 stattgefundene Ausstellung, auf welcher auch Se. Majestät

erschien, errang ohne Zweifel einen großen Einfluß auch auf unser politisches Leben.

Fast gleichzeitig mit diesem Verein gründete Széchenyi und brachte mit an höchster Stelle erlangter Bewilligung das Pester National-Casino ins Leben; um den ungarischen Persönlichkeiten von Distinction Bequemlichkeit und Genuß zu verschaffen, stattete er dasselbe mit bequemen Möbeln, mit einer Bibliothek, mit Zeitungen, Speiselocalitäten und sonstigen zur Bequemlichkeit dienenden Mobilien aus. Wie viel wir ihm durch die Einbürgerung des Casinos zu verdanken haben, das erfahren wir am besten in unseren Tagen, da wir sehen, daß in den meisten Fällen der öffentliche Geist, die öffentliche Meinung und die maßgebenden socialen Ideen in den Casinos entwickelt werden und zur Reife gelangen.

Im Interesse der Sicherung des materiellen Wohlstandes gab er im Jahre 1830 sein „Der Credit“ betitelttes Werk heraus. Dies ist jenes großartige literarische Werk, über welches der größte Literaturhistoriker Ungarns, Franz Tolby, sich also ausdrückt: „Der Credit“, diese große That der politischen Weisheit und des erhabenen Geistes Széchenyi's ist ein Epoche machendes Ereignis und von weittragenderer Bedeutung als eine große gewonnene Schlacht und ein Band von Gesefartikeln. Mit der Thätigkeit Széchenyi's, deren Katechismus in „dem Credit“ und in der dasselbe ergänzenden „Welt“ niedergelegt ist, trat Ungarn in eine neue Epoche seines politischen, nationalen und culturellen Lebens. Seit Széchenyi ist der Ungar ein anderer und gewiß etwas Anderes, als was er ohne ihn geworden wäre. Darin zeigte Széchenyi, daß man die öffentlichen Verhältnisse des Landes nicht bloß vom Standpunkt des Corpus Juris, sondern auch von dem des modernen Zeitalters besprechen und verbessern wollen kann.“

Széchenyi kämpft in diesem Werke gegen das damalige Besitzsystem, welches vermöge seiner Fehlerhaftigkeit weder eine Steigerung des Besitzwerthes noch des Einkommens von denselben sicherte, und da es überdies weder die Veräußerung noch die Investition des Grundbesitzes zuließ, so machte es den Grundbesitzer nicht bemittelt, sondern arm. — Er weist ferner die Fehlerhaftigkeit der Steuergesetze und der herrschenden Proceßordnung nach, welche eher die Betrüger und schlechten Zahler begünstige. Er erörtert die Unvollkommenheit des Robot-Systems und greift die Herstellung der Communicationsmittel durch die Robotbauern an, bespricht auch sonstige in Praxis befindliche fehlerhafte Einrichtungen, wobei er seine eigenen Ideen entwickelt und die Nothwendigkeit von Reformen betont. Angelegentlich empfiehlt er in diesem Werke zugleich die Errichtung eines Landes-Credit-Instituts, wodurch die besitzende Classe am leichtesten aus den Klauen der Capitalisten sich zu befreien vermöge.

Ein anderes berühmtes Werk von ihm ist das „Stadium“, worin wir ein ganzes Heer von Reform-Ideen finden. Es sind folgende: Wechselrecht, Hebung des Credits, Aufhebung der Abticität (Ahnenrechte), Besitz-erwerbs-Recht der Nichtadeligen, gemeinsame Tragung von Communications-, Zoll- und Landtags-Anslagen nach dem Besitzverhältnis, Bezeichnung der Haupt-Communications-Linien durch den Landtag, Gleichheit eines jeden Bürgers des Landes vor dem Gesetze, die ungarische Sprache als Staatssprache.

Durch diese in Angriff genommenen Reformen trachtete Széchenyi die alte Verfassung zu erschüttern und dieselbe mit zeitgemäßen Institutionen, welche den Ansprüchen des Fortschritts entsprechen, zu modificieren. Sein Hauptgedanke war, daß alle Bürger seines Vaterlandes neben dem Genusse gleicher Rechte gleiche Lasten tragen sollen. Diese seine Reformen, wiewohl dieselben mit der ganzen Vergangenheit der Nation im Widerspruche standen, unterstützte, wie wir von gleichzeitigen Schriftstellern erfahren ein großer Theil der Nation, hauptsächlich die jüngere Generation, aber mehr deshalb, weil sie sah, daß Széchenyi Alles gelinge. Die klügelnden Alten dagegen, sowie die Männer der Macht und der Landadel wendeten sich mit Abscheu von denselben ab und verbannten dieselben. Und während ihn Manche für den Erlöser des Vaterlandes ansahen, hielten ihn Andere für einen Bauernaufwiegler und Besitzförer. Er war freilich auch selbst davon überzeugt, daß seine Reformen eine große Antipathie und Aufregung erzeugen werden. In diesem Bewußtsein veröffentlichte er auch seine Werke, indem er sagte: „Was immer für ein Schicksal meinen Werken bevorsteht, mag sie die Wuth des Westwindes hinweggehen, oder die Blindheit der Menge zertreten oder der im Dunkeln sich wohlfühlende Theil meiner Widersacher mit einem Schleier bedecken: ich gebe sie trotzdem heraus.“ Es gab Leute, welche erklärten, dieselben seien mit Gift geschrieben. Es gefiel z. B. dem Adel nicht, was er im „Credit“ schrieb, und was folgendermaßen lautet: „Der ~~niedere~~ Adel überschätzt sein Vaterland, er hat von neuen Erfindungen, denen man anderswo so viel verdankt, keine klare Vorstellung und deshalb erhebt er sich mit blindem Eifer gegen die zahllosen Neuerungen. Viele halten die Unbeschränktheit für Freiheit, daher auch die vielen Ruhestörer unter uns, wodurch wir vor dem Auslande im schlechten Lichte stehen. Es ist das ein großer Übelstand, daß der Adel denjenigen für frei hält, der keine Steuern zahlt.“ In seinem die „Welt“ betitelten Werke schreibt er: „Diesem Werke, so wie dem „Credit“, wird man zur Last legen, daß es Ungarn in kein gutes Licht stelle und die Fremden mit Dingen bekannt mache, welche lieber im Verborgenen bleiben sollten. Ich bin dagegen anderer Ansicht, ich glaube heutzutage, wo sich die Welt immer mehr ausbreitet, und auch das Verborgenste nicht im Dunkeln bleibt, nimmt die angemessene Ehre bald ein Ende, und so Etwas auch nur bei Einzelnen erhalten zu wollen, ist in der Regel ein nutzloses Beginnen. Im Interesse meines Vaterlandes schreibe ich diese Werke, und wenn dies von mir unrecht ist, so ertrage ich es gerne, selbst wenn mein Andenken aus der Reihe der Patrioten gelöscht würde, wiewohl dies für mich die größte Qual wäre.“

In einer im Jahre 1831 erschienenen Flugchrift besprach er die Realisirung der Idee der Errichtung eines Nationaltheaters in Pest. 1833 ging er mit dem Grafen Georg Andrásh nach London, um in Angelegenheit einer Pest-Ofen verbindenden Kettenbrücke Daten zu sammeln. Zu diesem Zwecke trat er mit großen Geldpotentaten, den Häusern Rothschild und Sina, in Verbindung, wodurch er, wie Franz Pulszky bemerkt, zuerst die Aufmerksamkeit der Geldwelt auf Ungarn lenkte und den Grund zu der Geld-Connexion legte, welche die Errichtung des Communications-Netztes unseres Vaterlandes mit den Capitalien des Auslandes ermöglichte. Mit der Kettenbrücke verfolgte er auch den Plan, in die Steuerfreiheit des

ungarischen Adels eine Bresche zu schlagen, weshalb auch die Magnaten seinem Plane heftig entgegentraten, indem sie erklärten, daß dies, so lange als es keine entsprechende Landstraßen gebe, Luxus sei. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten siegte er endlich, und so erhebt sich jetzt zwischen Ofen und Pest über dem Donauströme ein mächtiges Denkmal des Fortschrittes und der modernen Baukunst, eine der hervorragendsten Zierden der Hauptstadt: die Kettenbrücke.

Neben dieser Thätigkeit nahm er auch an den politischen Kämpfen theil, welche damals besonders um die politische Gleichheit und die Beschränkung der Adelsrechte entbrannten. In den Landtagsitzungen von 1833—36 wollte er den Frohnbauern im Vergleichswege die Möglichkeit der Grundablösung sichern. In diese Zeit fallen auch seine die Donauschiffahrt behandelnden Journalartikel. Eine große Thätigkeit entfaltete er im Interesse der Flußregulierung. Zur Belebung des Handels und des Gewerbes und zur Verwertung der Bodenerzeugnisse plante er die Vollkommnung der Communications-Mittel und den Ausbau von Eisenbahnen und Dampfmühlen. Mit einem Worte, wir finden da eine zahllose Menge auf Nationalökonomie, Industrie, Handel und Communication bezüglicher Fragen, welche er mit Hilfe von Vereinen, Actiengesellschaften und Handelsunternehmungen zu lösen wünschte. Alle diese Ziele sind heutzutage größtentheils erreicht.

Damit seiner in jeder Richtung sich geltend machenden Thätigkeit und seinen weittragenden Plänen von keiner Seite irgend ein Hindernis in den Weg trete, war er bestrebt, mit Oesterreich im besten Einvernehmen zu leben; denn er pflegte zu sagen: „Wir leben mit einander in ehelicher Gemeinschaft, aber wir leben schlecht, denn wir verstehen einander nicht. Streiten wir doch nicht beständig mit einander und suchen wir vielmehr ein Mittel, wie wir auch ohne gegenseitige Liebe neben einander bestehen könnten!“ Aber es gab viele, welche dieses eheliche Leben für ein solches hielten, das man auch auflösen könne, was Széchenyi nicht wenig Sorgen machte, ja es schwebte schon damals in Schattenumrissen vor seinem scharfen Seherblicke eine Art Versuch, wie er 1848 vorkam. Wegen seiner guten Beziehung und Annäherung an Wien begannen Manche an seiner patriotischen Gesinnung zu zweifeln und hielten ihn bald für einen Conspirator, bald für einen Petschowitzsch.

Genug, seit dieser Zeit fing an auf der von ihm bezeichneter Bahn in jeder Richtung ein neues Leben zu sprudeln, so daß schon die im Jahre 1839 abgehaltene Reichstagsitzung in vieler Beziehung einen Wendepunkt bildet. Die jüngere Generation der vornehmen Welt begann sich bei der Magnaten-Tafel zu rühren, indem dieselbe namentlich die Organisation der Comitate angriff, bei welcher das Regieren unmöglich geworden sei. Unter diesen war Graf Aurel Dessenoffy, eine geniale Gestalt unter unseren Staatsmännern, ferner Graf Georg Apponyi, Baron Samuel Jósika, Graf Moritz Almásy und Andere. Gegen diese schuf Graf Ludwig Batthyani eine Opposition. Diese zwei Parteien standen in heftigem Kampfe gegen einander und führten ihre Wortkämpfe in ungarischer Sprache, worüber sich Széchenyi von Grund seines Herzens freute, da er sah, daß seine Ideen auch dorthin gedrungen waren, und die Magnaten sich zu ungarisieren und ein politischer Factor zu werden beginnen.

Während man an der Magnaten-Tafel im Kampfe an einander prallte, beschäftigte sich Széchenyi mit dem Gedanken der Theißregulirung. Bald darauf gab er unter dem Titel „Die Steuern und zwei Groschen“ ein Werk heraus, welches er im Interesse der Einführung einer allgemeinen Besteuerung schrieb. In demselben sagte er: „Bei einer allgemeinen Besteuerung würde unser Vaterland, welches gegenwärtig einen *Fundus instructus* entbehrt, bald ein anderes Bild bieten und unser Blut in einem andern Lichte glänzen. Bei gleicher Besteuerung würde das Bewußtsein des Pflichtgefühls ein allgemeines werden, wodurch unsere materielle Lage erheblich gewinnen würde. Deshalb brenne ich vor Begierde, aus dem jetzigen steuerfreien Dasein, welches so ungerecht, unnatürlich, des 19. Jahrhunderts unwürdig ist, uns mit dem häßlichsten Fleck beschnüzt und unseren Interessen so sehr widerstreitet, herauszutreten und bin bereit auch in dem Falle Steuern zu zahlen, wenn man dieselben auf was immer verwendet und wenn die von mir entrichteten Steuern auch Niemand verrecknet.“ Warum er dieses Werk „Steuern und zwei Groschen“ betitelt, kommt daher, weil er in demselben zu Gunsten eines vaterländischen Landes-Investitions-Fonds die Entrichtung einer Grundtaxe von zwei Groschen beantragt, welche lediglich zur Hebung der geistigen und materiellen Interessen Ungarns dienen würde. „Der Arealumfang von Ungarn,“ sagt er, „beträgt 62,398,500 Morgen; wenn nun von jedem Morgen zur Deckung der Grund-Investitions-Auslagen des Landes jährlich zwei Groschen als Grundtaxe gezahlt würde, so macht das jährlich 6,239.850 Gulden aus. Wie würde dadurch das Land aufblühen!“

Freilich, die Edelleute, welche in der Nichtzahlung das Fundament ihrer bürgerlichen Freiheit fanden, empörten sich gegen ihn und die Reaction nahm ihren Anfang, deren Folge war, daß seine diesbezüglichen Vorschläge in der Landtags-Sitzung von 1844 wegfielen. Welch erbitterten Kampf wegen dieser und anderer seiner Reformen seine Gegner, unter ihnen auch Kossuth, gegen ihn führten, um seine Bestrebungen und Pläne in Schatten zu stellen, kann ich jetzt wegen der Kürze der Zeit nicht schildern. Manche nannten ihn wegen seiner Verbindung mit Metternich Vaterlandsverrätther, und doch wünschte er nur behufs Verwirklichung seiner Pläne mit der Wiener Regierung auf gutem Fuße zu stehen; allein seine Landsleute, obschon das Land auf Grund der von ihm gestreuten freieren Ideen sich schon zu entwickeln begann, verstanden ihn nicht, und als sie ihn verstanden, war er nicht mehr. Auch Kossuth verstand ihn, aber erst nach seinem Tode, als auch seine „Tagebuch-Fragmente“ das Tageslicht erblickten. Széchenyi verließ nichts desto weniger den Kampfplatz nicht, im Gegentheil hielt er die Vertheidigung seiner Reform-Ideen gegen die täglich wachsende Agitation, welche fast schon in die Alles umstürzende demokratische Strömung ausartete, für seinen vorzüglichsten Beruf. So kämpfte er also gegen die schiefe Richtung der Bewegung, kämpfte gegen die Überspannten, namentlich gegen Kossuth, der im „Pesti Hirlap“ im Interesse der Rechtsgleichheit übermäßig agitierte. Dies gefiel Széchenyi nicht, welcher seine Reformen mit weiser Mäßigung in den Schranken besonnener Überlegung ohne revolutionäre Katastrophe durchzuführen wünschte, weshalb er auch der aus den regelmäßigen Bahnen hinausgebrängten Bewegung gegenüber die schwerste Besorgnis äußerte. Seine Besorgnisse hielten viele für Einbildung,

da sie nicht bedachten, daß die übertriebene Agitation die Revolution und mit dieser möglicherweise auch den Sturz nach sich ziehen könne. Széchenyi aber, der früher Ungarn's künftige Größe mit dem Eifer eines Apostels verkündete, sah jetzt sein heiß geliebtes Vaterland verloren und gerieth darüber in Verzweiflung. Viele glaubten, wie erwähnt, seinen prophetischen Blicken nicht. Andere schleuderten sogar gegen ihn die Beschuldigung, die Agitation selbst in Scene gesetzt zu haben.

Da erklärte er: „Die Revolution wird ihre abschüssige Bahn vollenden und der Fall der Nation ist unausweichlich,“ worüber Kossuth die Bemerkung machte, Széchenyi werde entweder wahnsinnig oder Selbstmörder werden. Und siehe, die Prophezeiung beider ging in Erfüllung! Treffend vergleicht der große ungarische Dichter Johann Arany das Schicksal Széchenyi's mit dem der trojanischen Seherin Cassandra (deren Prophezeiung ebenfalls Niemand glauben wollte), indem er sagt:

Des Führers achteten wir nicht in unserm Wahn,
Gleich Ikarus, den Blick gewandt zur Sonnenbahn,
Er rief erschreckt mit des Propheten Worte,
Und als der Krieg entbrannte, wie Kain's Wuth,
Da brach die Kraft, entschwand der Muth der Wobsfahrt Horte,
Er glich Cassandra bei Ilium's Flammengluth.

In Wien verfolgte man diese Vorgänge mit großer Aufmerksamkeit und trachtete mit den Nationalitäten in Berührung zu kommen, damit man an ihnen zur Zeit der Noth eifrige Bundesgenossen hätte. Es folgte das Jahr 1848 und in Wien brach die Revolution aus. Diese Begebenheit benützte Ludwig Batthyány als willkommene Gelegenheit und erwirkte in Wien die Ernennung eines unabhängigen ungarischen Ministeriums und die Sonderstellung Ungarns. Széchenyi ward durch diese friedliche Wendung der Dinge für einige Zeit beruhigt, er nahm sogar im Ministerium das Portefeuille für Communication an. Kurze Zeit darauf jedoch versank er wieder in seine verhängnisvollen Ahnungen. Es erfüllte sein Inneres mit Besorgnis der Geldmangel, die vielen Volksversammlungen und Gassen-Demonstrationen, ebenso die Gährung unter den Nationalitäten. Damit wenigstens dem Geldmangel abgeholfen werde, drang er auf Erzeugung von ungarischen Bankzetteln. Das Resultat waren die Kossuth'schen Bankzettel. Von dieser Zeit an handelte er jedoch, wie wir aus unseren Schriftstellern wissen, nicht mehr, sondern gab sich nur sorgenvollen Grübeleien hin, ja sein Seelenzustand nahm auf die Nachricht, daß Jellasics mit den Kroaten in Südbungarn Verheerungen anrichte, die besorgniserregendste Gestalt an. Er äußerte sich Franz Deák gegenüber, es bleibe jetzt den ehrlichen Patrioten nichts Anderes übrig, als sich zu erschließen. Deák verständigte sofort seinen Hausarzt, Paul Balogh, von Széchenyi's bedenklichem Zustande, es war jedoch schon zu spät.

„Ich lese es schon in den Sternen“, rief er in Thränen ausbrechend aus, „Blut und Blut überall! Der Bruder wird den Bruder, ein Volk wird das andere unverzöhnlich und im Wahnsinn hinschlachten. Pest ist verloren. Herumstreifende Schaaren werden alles verheeren, was wir auferbaut haben. Ach mein Null und nichtig geworden es Leben!“ Der arme Széchenyi wurde irrsinnig. Sein Arzt brachte ihn in Begleitung der Familie in die Irrenanstalt von Ober-Döbling bei Wien. Es war ein qual-

voller Weg, wie sein Arzt schreibt. Unterwegs wollte er sich bald erschließen, bald in die Donau stürzen. In Raab sprang er aus dem Wagen, lief schreiend durch die Hauptgasse, und rief: „Ich brenne“. Es befehl ihn eine solche Tobjucht, daß man ihn binden mußte. Diese Anfälle von Geistesstörung wiederholten sich bei seiner Ankunft in Döbling von neuem, so daß er wieder gebunden werden mußte. In dieser Irrenanstalt verfloßen die letzten 12 Jahre seines Märtyrertums, über welche Aurel Kecskeméthy, der während dieser Zeit oft in der Gesellschaft des Grafen verweilte, ein detailliertes Werk verfaßte. Aus diesem entnehmen wir, daß ihn hier eine Zeit lang furchtbare Qualen peinigten, daß er sich fortwährend beschuldigt habe, er hätte sein Vaterland verrathen und die Revolution hervorgerufen. In den ersten Wochen erreichte seine Geistesstörung einen solchen Grad, daß er einen Stock faßte und sich gegen seine unsichtbaren Angreifer vertheidigte.

Später hörten diese Anfälle auf, worauf er in stumpfe Apathie und in volle Gleichgiltigkeit gegen Alles verfiel. Er ließ dann Niemanden zu sich, wenn er betete, auch seine Frau nicht, welche oft den vergeblichen Versuch machte, zu dem unglücklichen Gatten zu gelangen. Er vernachlässigte sich völlig; er merkte nicht, daß er seine Wäsche wechseln müsse; waschen wollte er sich nur dann, wenn man ihn dazu überredet hatte; das Haar konnte man ihm nur mit Gewalt schneiden; bei Tische aß er oft mit den Fingern. Dieser Zustand dauerte einige Jahre, bis die Krankheit aufhörte. Er fing dann an sich zu langweilen und suchte Zerstreuung; es erwachte in ihm die alte Leidenschaft für das Schachspiel, bei welchem er stundenlang verweilte. Doch auch dies befriedigte ihn nicht völlig, er sehnte sich nach Menschen. Der erste, den er zu sehen wünschte, war der in Wien in Zurückgezogenheit lebende Erzbischof Donovics, an welchen ihn die Bande der intimsten Freundschaft knüpften. Von nun an verweilte er auch gern im Kreise seiner Frau und seiner Kinder. Auch begann sein geistiges Interesse und seine Thätigkeit reger zu werden; 1854 fing er auch an zu lesen und zu schreiben, ja sogar auf sein Auseres Sorgfalt zu verwenden. Diese glückliche Wendung erfüllte seine Umgebung mit der Hoffnung, daß er früher oder später, vollständig hergestellt, sein trauriges Gefängnis verlassen werde. 1858 begann er sich auch mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Er wartete fortwährend auf den Sturz des Bachischen Systems; die Thaten, Fehler und Versäumnisse desselben zeichnete er täglich auf. In demselben Jahre schrieb er im Interesse der Nationalzwecke der Akademie an den damaligen Akademie-Präsidenten einen Brief. Die Bachische Regierung verlangte nämlich eine Modification der Akademie-Statuten und wünschte besonders die Aenderung, daß im zweiten Punkte derselben die Stelle wegfallen solle: „Der Zweck der Akademie ist die Cultivierung der ungarischen Sprache.“ Dies empörte natürlich die Gründer derselben, besonders Széchenyi, der deshalb einen schmerz- und zorn erfüllten Brief an die Akademie richtete und verlangte, derselbe solle in öffentlicher Sitzung vorgelesen werden. In diesem langen Briefe schreibt er unter Anderem: „Ich lege einen feierlichen Protest gegen jede Aenderung ein und erkläre zugleich, daß ich die Zinsen von meinem auf den Altar des Vaterlandes gelegten Opfer so lange nicht zahlen werde, als ich erfahren werde, daß meine Schenkung in ein anderes Geleise gedrängt wird, als

in das mit dem ursprünglichen Zwecke der Akademie übereinstimmende; und falls dieser traurige Fall eintreten sollte, würde ich sogar im Sinne des Stiftungsbriefes meine Beitrittsgebühren der vergifteten Akademie entziehen, um dieselben anderen patriotischen Zwecken zuzuwenden.“ Bei der damaligen Zwangslage konnte der Brief nicht vorgelesen werden. Als dies Széchenyi erfuhr, gab er den Brief auf den Rath seiner Freunde in Abschrift heraus, welche, in unzähligen Exemplaren abgeschrieben, von Hand zu Hand ging, so daß auch die Polizei davon Kunde erhielt. In Folge dessen war man in Wien gegen Széchenyi sehr aufgebracht und begann jeden seiner Schritte aufmerksam zu verfolgen. Sein letztes Werk war „Der Blid“, worin er die zehnjährige Leistung der Baciischen Regierung mit Spott angreift, indem er an der Hand positiver Daten die Behauptungen des Baciischen Regimes zu widerlegen sucht, mit denen dasselbe Ungarn glücklich und blühend darzustellen suchte. In Privat-Gesellschaften that er oft die Äußerung, man könne nur Sr. Majestät den wahren Stand der Dinge irgendwie bekannt machen; denn er sei überzeugt, daß aus Sr. Majestät noch der constitutionellste Fürst werden könne, man müsse ihn nur über die Lage und die Wünsche des Reiches aufklären.“

Die Ideenfolge führte Széchenyi auf den Gedanken, daß es zweckmäßig wäre, eine solche Versammlung zu veranstalten, welche im Wege gegenseitigen Gedankenaustausches die Wünsche des Landes formulieren würde. Zu diesem Behufe ließ er Franz Deák Folgendes sagen: „Mein Rath geht dahin (und es wäre schade, darüber zu lachen), es möge auf der Grundlage von 1848 ein Ausgleich zustande kommen, ohne daß dabei der Landesfürst beeinträchtigt würde, welchen ich als König von Ungarn gerne groß sehen möchte. Ich meinerseits halte zwar die vor 300 Jahren vollzogene Vereinigung Ungarns mit dem Hause Habsburg für keine glückliche, aber auch aus einer unglücklichen Ehe kommen kräftige Kinder hervor; wenn sich jedoch die Ehegenossen trennen, dann hat Keiner von beiden Nachkommen.“

Der Ausgleich kam zustande, Széchenyi erlebte ihn jedoch nicht. Das Schicksal gönnte es ihm nicht, daß er es erlebe und sehe, wie die Nation durch standhaftes Festhalten an ihren Rechten, durch weise Mäßigung und Benützung günstiger Umstände ihre constitutionelle Freiheit wiedererlangte.

Am 3. März 1860 morgens hilt man bei ihm eine Hausdurchsuchung und nahm ihm die vorgefundenen Schriften weg. Zu Anfang März suchte er den (Wiener) Polizeiminister Thierj um die Rückgabe seiner Schriften an, worauf dieser hochmüthig zur Antwort gab: „Das Irrenhaus hat aufgehört für Ew. Excellenz ein Asyl zu sein.“ Diese Behandlung wirkte so niederschmetternd auf sein Gemüth, daß seine Umgebung das Schlimmste zu befürchten begann. Damals litt er viel, sehr viel, doch nur kurze Zeit. Der größte Sohn der ungarischen Nation, der größte Ungar war am Ende seiner Lebensbahn angelangt. Am 8. April 1860, am Ostersonntag früh fand man ihn todt, mit zerschmettertem Schädel, eine Pistole im Schoße, mit der er seinem Leben ein Ende machte. Wie das Donnern des erzürnten Himmels durchdrang die Trauerkunde das ganze Land: „Széchenyi ist todt!“ Unbeschreiblich war die Trauer, welche auf diese niederschmet-

ternde Botschaft über die ungarische Nation hereinbrach, Thränen des herbsten Schmerzes flossen im ganzen Lande, es hüllte sich in Trauer der Bewohner des glänzenden Palastes, wie die Millionen von Hüttenbewohnern; man sah in Staub sinken die stolze Hoffnung des ungarischen Vaterlandes, den treuesten Hort und die festeste Säule der ungarischen Nationalität. Als die Nachricht von Széchenyi's Tode, schreibt Michael Boros, das ungarische Vaterland durchlief, war es jedem wackeren Ungaren so zu Muth, als ob er das liebste Glied seiner Familie, als ob er sein eigenes Herz verloren hätte.

Greise, die am Rande des Grabes standen, Kinder, ehrwürdige Matronen, Mädchen, — alle weinten und trauerten, ohne Unterschied der Religion und Nationalität; denn sie wußten, daß derjenige, welcher in Döbling starb, ein uns allen theurer Todter ist. Der große Dichter, Johann Arany, dagegen verewigte die Trauerbotschaft mit ergreifenden Versen, welche in freier Übersetzung also lauten:

Den Lenz verkündend rollt am Wolkenhimmel
Der Donner, gleich dem wüsten Schlachtgetümmel:
Da fährt ein fahler Blitzesstrahl
Aus schwarzer Höh' herab mit einemmal:
„Széchenyi liegt auf kalter Todtenbahre!“
Die Trauerkunde dringt durchs ganze Reich,
Da machen Thränen alle Herzen weich,
Man fragt, ob lebe Ungarns Gott, der wahre.

So trauerte also die ganze Nation. Die Akademie gab ihrem tiefen und aufrichtigen Schmerze im Protocoll Ausdruck und veranstaltete zur Ehre ihres Gründers eine Trauerfeier; die Mitglieder beschloßen einstimmig, einen Monat lang Trauer zu tragen, ließen eine Denkmünze prägen und drückten gleichzeitig den Wunsch aus, welchen übrigens mit ihnen das ganze Land theilte, daß in Pest das Andenken des großen Mannes ein Denkmal verewige; endlich schickten sie an die durch Széchenyi's Tod am tiefsten betroffene Wittwe desselben eine Condolenz-Adresse. Ähnliche Adressen richteten an sie viele Vereine von Pest und vom Lande. Überall im ganzen Lande hilt man mit brüderlicher Eintracht Trauerfeierlichkeiten ab, unter andern auch die Serben in Szegedin, wobei der patriotisch gesinnte griechisch-nichtunierte Seelsorger Davidovics in seiner in ungarischer Sprache gehaltenen Rede Folgendes hervorhob: „Er (Széchenyi) war es, welchen Millionen dieses Vaterlandes ohne Unterschied der Nationalität, Sprache und Religion liebten, priesen und als den ihrigen anerkannten. Széchenyi's Namen kennt unser Vaterland, es kennt ihn auch das gebildete Ausland, diesen Namen hören wir mit Nationalstolz nur im Tone der Liebe und Verehrung aussprechen.“

Daraus geht hervor, daß die Nation, welche ihn einst nicht verstanden hatte, erst nach seinem Tode, als sie auch einen Theil seiner „Tagebuch-Fragmente“ lesen konnte, einsah, was sie an Széchenyi verloren. Im Leben plagte, peinigete man ihn, nach dem Tode flocht man um seine Schläfe den schönsten Kranz, den Kranz der heißesten Liebe. Es ist das Schicksal großer Männer, daß sie erst auf der Bahre ein neues Leben zu athmen beginnen, daß sie ihre Ideen erst im Grabe verwirklicht finden. Dies war auch bei Széchenyi der Fall, und jetzt verkünden laut seinen unsterb-

lichen Ruhm großartige Schöpfungen, wie: Eisenbahn, Dampfschiffahrt, Landwirthschaftsvereine, Donau- und Theißregulierung, Boden Credit, allgemeines Tragen der Staatslasten, Aufhebung der Auiticität, Baiern-Emancipation, schöne Hauptstadt, Kettenbrücke, parlamentarische Verfassung, ungarische Staatsprache, National-Casino u. s. w.

Zum Zeichen ihres tiefsten Dankes errichtete ihm die ungarische Nation am 23. Mai des verfloffenen Jahres in Budapest ein Denkmal; es steht auf dem Jozsef-Platz vor dem Akademie-Gebäude und verkündet seine Größe, seinen Ruhm. Die Hochverehrten Zuhörer werden sich wohl erinnern, wie die Enthüllung der Statue stattfand, welche Theilnahme das Land an der Feierlichkeit bekundete, und wie viele Kränze die patriotischen Vereine an der Statue des größten Ungaren niederlegten. Ja ihm, nur ihm gebührt in der That der schönste Bürgerkranz! Wir dagegen haben die Pflicht, alles das, was sein schöpferischer Geist geschaffen und gerettet, zu achten und zu ehren; wir haben die Pflicht, es wie unser Augenlicht vor jeder Gefahr zu bewahren; denn es bildet den Grundstein unseres vaterländischen Wohles, das Unterpfeiler unserer Zukunft. Möchten wir doch auf dem Pfade der Nationalbildung, auf den er uns geführt hat, niemals wanken! Und damit dies niemals geschehe, so wollen wir, durchdrungen von der Wahrheit seiner Wege und Bestrebungen, uns gegenseitig brüderlich bei der Hand fassen und Schulter an Schulter neben einander stehen; denn wenn wir so vereinigt von den Karpaten bis zur Adria uns gegenseitig verstehen, dann mögen auch tausend Donnerschläge zwischen uns fallen, sie werden von unserem Panzer auf den gemeinsamen Feind zurückprallen. Laßt uns also aufrichtig unser theueres Vaterland lieben, welches unsere Voreltern in blutigen Schlachten so theuer erkaufte, dessen Boden überall mit Blut geweiht ist, und an das uns bei jedem Tritt tausendjährige Erinnerungen knüpfen! Laßt uns lieben unsere so lieblich klingende Nationalsprache! Denn sonst verdienen wir es nicht einmal, daß wir auf diesem theueren Boden noch länger wandeln. Fördern wir nach Kräften das Glück und das Gedeihen des Vaterlandes; die Kraft, uns aufzuschwingen, wohnt ja, wie Széchenyi sagt, in unserer eigenen Brust: wohl ist dies mit Kampf verbunden, aber dieser Kampf gewährt ein so wonniges Schauspiel, daß es auf der Welt keine so niedrige Seele giebt, welche dessen Anblick zur aufrichtigen Sympathie nicht hinreißen würde. Möge uns Széchenyi's Geist in unseren Gedanken und Werken begeistern und leiten!

DE BALLAGI GÉZA.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 13, Zeile 13 lies „1790“ statt 1770.
" 14, " 29 " „1827“ „ 1857.
" 24, " 8 " „Franz Josefs-Platz“ statt Josefs-Platz.

In A. Schmiedicke's Buchhandlung, Hermannstadt,

ist ferner erschienen :

Gyakorlati német nyelvtan mondattani alapon az új helyesírás szerint.

Tanodai és magánhasználatra írta

Dr. Balázs Ferencz,

rendes tanár a nagyszombati magyar kir. főgymnasiumnál.

I. rész. 1882. 60 kr.

II. rész erscheint demnächst.



